

Beiheft 1 der VJS-Nachrichten

Informationsblatt
der Vereinigung für jüdische Studien e. V.
herausgegeben von Manfred Voigts

DEUTSCHE KLASSIKER IM GHETTO

**Eine Aufsatzreihe
von
Samuel Meisels**

**INHALT:
Lessing - Goethe - Schiller - Heine - Gutzkow -
Nietzsche**

Blätter der 'Neuzeit'. Erstes Heft. Wien 1922

Vorwort

Samuel Meisels, der Autor dieser kleinen Schrift, wurde 1877 in dem kleinen polnischen Städtchen Przemysl geboren und erhielt eine traditionelle jüdische Erziehung, befaßte sich aber auch mit moderner Wissenschaft und wandte sich der Literatur zu. So wurde er Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften und Zeitungen und wurde 1903 bis zum Beginn des Weltkrieges Redakteur bei dem *Hamburger Israelitischen Familienblatt*. Er ging nach Wien und gab 1917 - 1919 die jüdische Zeitschrift *Die Neuzeit* heraus, und es ist anzunehmen, daß die hier erstmals wieder gedruckte Schrift aus Artikeln zu dieser Zeitschrift zusammengestellt wurde. 1918 trat er in die Schriftleitung von *Dr. Bloch's Wochenschrift* ein. Seit 1924 lebte er dann als freier Schriftsteller in Wien. Er veröffentlichte Erzählungen und den Roman *Das Liebeslied* (1919), übersetzte Scholem-Alechem und gab eine Sammlung von Charakteristiken von bedeutenden jüdischen Persönlichkeiten unter dem Titel *Judenköpfe* heraus (1926). Er arbeitete über die Geschichte des jüdischen Theaters und über die moderne jüdische Lyrik. Sogar ein politisches Buch verfaßte er: *Die jüdische Abwehr, eine antiapologetische Schrift gegen die herrschende Methode zur Bekämpfung des Antisemitismus* (1924). Diese und andere Angaben finden sich in Samuel Wininger: *Große jüdische National-Biographie*, 1925ff.

1938 lebte Meisels in Wien, war verwitwet und erblindet, seine Lage war verzweifelt. Es ist anzunehmen, daß er von den Nazis deportiert wurde und durch diese Umstände starb.

Diese kleinen Beiträge, die sich vor allem mit den ersten Übersetzungen deutscher Klassiker in die hebräische Sprache befassen, geben einen lebendigen Eindruck des Geisteslebens im Ghetto zu jener Zeit, als die Haskala ihren Siegeszug begann und junge Männer in heller Aufregung und Begeisterung Schiller lasen - wie dies Jakob Fromer in *Vom Ghetto zur modernen Kultur* (1906; überarbeitete Fassung 1911 unter dem Titel *Ghetto-Dämmerung*) beschrieben hat. Meisels hatte zu diesen Vorgängen schon den Abstand einer Generation und äußerte sich daher auch kritisch, denn diese Übersetzungen genügten nur selten seinem wissenschaftlichen Anspruch. Gerade deshalb aber sind sie Dokumente der tiefen Wirkung des deutschen Idealismus in das europäische Geistesleben. Die Übersetzung in die 'heilige Sprache' hat möglicherweise dazu geführt, daß die deutschen Klassiker in Gegenden der Erde gelesen wurden, wo die deutsche Kultur kaum bekannt war.

Manfred Voigts

Lessing.

Es gibt in der deutschen Literatur keinen zweiten Namen, der uns Juden so teuer wäre wie der Name Gotthold Ephraim Lessing. Bei dem Klange dieses weichen, hell tönenden Namens ist es uns, als tauchte urplötzlich aus stark bewölktem Himmel ein strahlender Stern hervor, der, seiner Sendung bewußt, in leuchtendem Mut und in mutigem Leuchten auf der ihm vorgezeichneten Laufbahn Wolkenmassen zerteilt und Nebelschleier zerreißt, auf daß das Licht sich sieghaft die Welt erobere. Lessing bedeutet für uns immer noch das Signum des Kampfes gegen Unkultur und Barbarei, gegen Unduldsamkeit und Vorurteil jeglicher Art. Unser Lessing, ich meine den, der nicht allein seine hervorragende Stellung in der deutschen Literatur, sondern auch einen Ehrenplatz in der jüdischen Geschichte besitzt, ist der große, edle, tapfere Mensch, der alles, was er sonst noch war: den großen Dichter, den scharfsinnigen Kritiker und den geistvollen Literaten weit überragt - durch die Würde seines hohen Menschentums.

Im Gegensatz zu ihren deutschen Volksgenossen kümmerten sich die Juden im Ghetto fast gar nicht um den Menschen Lessing und verehrten in ihm nur den Dichter, den Schöpfer des "Nathan". Im Ghetto hat Lessing eine Wertung erfahren, wie sonst nirgends in der literarischen Welt. Die bedeutendsten und kraftvollsten Schöpfungen seines Geistes wurden dort völlig verkannt, weil den Juden im Ghetto die Gebiete, auf denen er einzig geniale Leistungen vollbrachte, fast unerreichbar fern lagen. Dagegen haben sie das, was Lessing selbst als die schwächste Seite seines Könnens bezeichnete, himmelhoch erhoben, weil es ihnen handgreiflich nahe war. Im Ghetto war Lessing nur Dichter, Dramatiker, und zwar einer von unschätzbarem Range. Es gab dort Leute, die den ganzen "Nathan" auswendig kannten und dabei nicht imstande waren, das Wort Laokoon richtig auszusprechen. Lessings theoretische Untersuchungen über die Grenzen der Malerei und Poesie waren ihnen gleichgültig, seine mit schneidiger Schärfe geführte Polemik gegen Johann Melchior Götze ließ sie völlig kalt und alle seine kritischen, philosophischen und ästhetischen Abhandlungen, kurz, das ganze Inventar von Lessings unsterblicher Meisterschaft fand bei ihnen nur wenig Beachtung. Eine Ausnahme bildete nur die "Hamburgische Dramaturgie", die im

Ghetto eifrig gelesen wurde, weil sie doch ins dramatische Fach gehört.

Man kann sagen, die Juden im Ghetto haben sich in bezug auf Lessing ihre Selbständigkeit gewahrt und sich nicht in ihrem Urteil von den deutschen Glaubensbrüdern beeinflussen lassen. Durch die Ghattogassen schritten Mendelssohn und Lessing nicht Hand in Hand, und niemand dachte dort daran, sie die Unsterblichkeit brüderlich teilen zu lassen. Mendelssohn sowohl als Lessing standen dort jeder für sich, von Nachruhm gekrönt, von Verehrung umgeben, und keiner brauchte vom andern einen Teil der Unsterblichkeit wegzunehmen. Daß Lessing und Mendelssohn Freunde waren, wußten wohl die meisten, aber sie machten nicht viel Aufhebens davon. Daß Lessing im "Nathan" seinem Freunde ein ewiges Denkmal gesetzt hat, wußten allerdings nur wenige, aber diese machten ebenfalls nicht viel Aufhebens davon. Sie fanden es ganz in der Ordnung, daß der Weise dem Dichter huldigt und daß der Dichter den Weisen ehrt. Daß hier zum erstenmal in Deutschland ein Jude und ein Christ Brüder wurden - über diese merkwürdige Tatsache machten sie sich gar keine Gedanken.

Das Verhältnis der gebildeten Ghettojuden zu Lessing war voll psychologischer Rätsel. Sie, die in jedem Werke eine Moral, einen höheren Sinn suchten, gingen über die Tendenz des "Nathan" geradezu achtlos hinweg. Die Erzählung von den drei Ringen, der Kernpunkt des ganzen dramatischen Gedichtes, imponierte ihnen nicht. Im übrigen bezweifelte man im Ghetto die von den deutschen Literaturforschern vertretenen Ansicht, daß Lessing die Geschichte von den drei Ringen der dritten Novelle in Boccaccios Decamerone entlehnt habe; dort war vielmehr die Version verbreitet, Mendelssohn habe einst aus einem hebräischen Werke diese Geschichte seinem Freunde vorgelesen, die dieser später in seinem dramatischen Gedicht verwertet hat. Im allgemeinen hielten die Ghettojuden den "Nathan" für ein schönes, herrliches Buch; daß es auch eine große, herrliche Tat gewesen war, wußten sie nicht. In erster Linie bewunderten sie im "Nathan" die Feinheiten der Sprache, die Köstlichkeiten des Stils, das Duplizieren des Satzes durch Umstellungen und Wendungen, mit einem Wort: den "Dreh", wie sie diese Schreibweise ebenso schön wie treffend bezeichneten. Stellen wie diese: "Im Schläfe wacht, im Wachen schläft der Geist: bald weniger als Tier, bald mehr als Engel." - "Ei, Daja, warum wäre denn das so un-

glaublich ? Doch wohl nicht - wie's wohl geschieht - um lieber etwas noch Unglaublicheres zu glauben ?" - "Muß ! Derwisch ! - Derwisch muß ! Kein Mensch muß müssen, und ein Derwisch müßte? Was müßte er denn?" - waren unbezahlbare Leckerbissen für die literarischen Feinschmecker im Ghetto. An Nathans philosophische Betrachtung: "Da müssen Herz und Kopf sich lange zanken - - -" knüpfte sich nicht selten im Kreise der Maskilim (Aufgeklärten) eine lebhafte Debatte, die schließlich in einen Streit zwischen Kopf und Kopf ausartete.

Das Merkwürdigste jedoch ist die Tatsache, daß sie in dem Werk Lessings nach keinen jüdischen Elementen suchten und ihnen Nathan der Weise selbst wenig jüdisch erschien. Karl Emil Franzos, der sonst viel Unwahres und Unwahrscheinliches aus dem Ghettoleben erzählt, gibt in seinem "Pojaz" ein Geschichtchen zum besten, das wirklich wahr sein könnte. Als der Pojaz Lessings Werk zu lesen beginnt, stockt er schon beim Personenverzeichnis. Er liest: Nathan, ein reicher Jude in Jerusalem ... Da hält er inne. Existiert denn so etwas? Wann hat's denn je einen reichen Juden in Jerusalem gegeben? Reiche Juden gibt's in Frankfurt a. M., in Hamburg, in London, Paris oder Wien - aber in Jerusalem? - In der Tat konnte sich der Ghettojude einen jerusalemitischen Juden nicht anders als im Bettlergewand vorstellen.

Der Stil Lessings mit all seinen Subtilitäten, kritisch scharf zugespitzten Wendungen und philosophischen Spitzfindigkeiten wurde im Ghetto als eine Art "Kunstschöpfung nur für feine Köpfe" angesehen. Und da die damaligen hebräischen Schriftsteller sich allesamt für "feine Köpfe" hielten, so wetteiferten sie miteinander, ihre Meisterschaft im Übersetzen gerade an den sprachkünstlerisch hervorragenden Dichtungen Lessings zu beweisen. Diesem Umstande mag es wohl zuzuschreiben sein, daß kein zweiter Dichter und Schriftsteller so häufig ins Hebräische übersetzt worden ist wie Lessing - obwohl manch anderer Dichter, wie beispielsweise Schiller, bei weitem größere Volkstümlichkeit im Ghetto besaß.

Die erwähnte häufige Übertragung Lessingscher Dichtungen bezieht sich aber nicht auf die Zahl der Werke, sondern auf die Zahl der Übersetzungen. Das will sagen: Lessing wurde ins Hebräische nicht viel, sondern oft übersetzt. Es ist als eine in der neuhebräischen Literatur seltene Erscheinung zu bezeichnen, daß von einigen dramatischen Werken Lessings je zwei hebräische Übersetzungen vorhanden sind.

(Wenn ich nicht irre, sind in der gesamten, ziemlich umfangreichen neuhebräischen Übersetzungsliteratur außer einigen Schillerschen Gedichten nur noch von Mendelssohns "Jerusalem" und von Ludwig August Frankls Dichtung "Der Primator" je zwei Übersetzungen vorhanden.)

Das erste Werk Lessings, das in einer hebräischen Übersetzung erschienen ist, war - was sich geradezu von selbst versteht - die dramatische Dichtung "Nathan der Weise". Diese hebräische Übersetzung ist unter dem Titel: "Nathan he-chacham" (Wien 1866) erschienen. Der Übersetzer, Simon Bacher, der das Amt eines Sekretärs der israelitischen Kultusgemeinde in Budapest bekleidete und nur im Nebenamte sich als hebräischer Dichter betätigte, war ein zu damaliger Zeit anerkannter Meister der hebräischen Sprache. Er hat eine große Anzahl von Werken, zumeist Übersetzungen aus dem Deutschen und dem Ungarischen, veröffentlicht, darunter auch eine gelungene metrische Übersetzung des "Joachim", Trauerspiel in vier Aufzügen von Ludwig Philippson. Sein "Nathan he-chacham", der in Wien gedruckt wurde, hatte jedoch nicht den erwarteten Erfolg, und der sonst reiselustige Nathan vermochte im hebräischen Gewande nicht den Weg von der österreichischen Metropole in das ferne Ghetto zu finden.

Erst dem bekannten hebräischen Schriftsteller und Dichter Abraham Ber Gottlober blieb es vorbehalten, dem "Nathan" in der neuhebräischen Literatur einen Ehrenplatz zu verschaffen. Gottlobers Übersetzung des "Nathan" (erschieden in Wien 1874), die sich durch eine herrliche, rein biblische Sprache auszeichnet und dem Original recht nahekommt, fand bei den Kennern und Freunden der hebräischen Sprache und Literatur in kurzer Zeit die weiteste Verbreitung. Sehr interessant ist namentlich die Einleitung, die Gottlober seiner Übersetzung vorausschickt; sie enthält nicht allein eine eingehende Würdigung des übersetzten Werkes, sondern auch eine Lebensbeschreibung des Dichters - übrigens die einzige Biographie Lessings, die in hebräischer Sprache vorhanden ist. Gottlober scheint über Mendelssohn zu Lessing den Weg genommen zu haben. Es war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als sich in den Kreisen der neuhebräischen Schriftsteller, also gerade bei denen, die sich selbst lange Zeit als die Epigonen der Mendelssohn-Schule betrachteten, eine starke Abneigung gegen Mendelssohn und seine Anschauungen über das Judentum bemerkbar machte. Perez Smolenskin, der unerschrockene Held der

Feder, begründete die erste hebräische Monatsschrift "Haschachar" ("Die Morgenröte") und leitete darin einen heftigen Kampf gegen Mendelssohn und seine Schule ein. Gottlober war ein alter Verehrer Mendelssohns - bereits im Jahre 1864 gab er eine hebräische Übersetzung des "Jerusalem" heraus - und konnte und wollte dem Kampf gegen seinen "Lehrer Moses" nicht müßig zusehen. Er beeilte sich, ebenfalls eine hebräische Monatsschrift "Haboker or" ("Der leuchtende Morgen") zu begründen, worin er mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen der Dialektik Moses Mendelssohns und seine Schule verteidigte. Diese intensive Beschäftigung mit Mendelssohn mochte ihn wohl zu Lessing geführt haben. In der erwähnten Einleitung wird auch die Freundschaft zwischen Lessing und Mendelssohn breitgetreten, und man hat oft beim Lesen das Gefühl, als wollte Gottlober damit sagen: Seht euch einmal den Moses Mendelssohn an ! Was für ein wackerer Mann muß unser Moses gewesen sein, wenn ihn ein Lessing, einer der größten seiner Zeit, seiner Freundschaft würdigte!

Das zweite Lessingsche Werk in hebräischer Sprache ist der "Philotas"; er ist von J. Falkowitsch übersetzt und führt den Titel "Abinodabh" (Odessa 1878). Diesem Werk folgte ein Jugendwerk Lessings, das Lustspiel "Die Juden", von dem zuerst eine hebräische Übersetzung unter dem Titel "Hajehudim" von Jakob Simon Kohn erschienen ist (Warschau 1875); eine zweite Übertragung dieses Lustspiels gab Hirsch Eleasar Teller (Wien 1881) heraus. Ein Jahr später erschien "Chonen w'nothen" ("Der Freigeist") von David Kohn. Auch das Trauerspiel "Miß Sarah Sampson" wurde zweimal in Hebräischer übertragen; die bekanntere Übersetzung ist "Sarah bath Schimschon" von Israel Fränkel (Warschau 1885). Lessings Fabeln sind ziemlich spät in einer hebräischen Ausgabe erschienen. Im Jahre 1902 hat Moses Reicherson in Newyork eine kleine Schrift "Lessing w'sippurow" ("Lessing und seine Fabeln") herausgegeben.

Goethe.

Es wird vielleicht schon manchem aufgefallen sein, daß die Nachrichten über die Rolle, die Goethe im Geistesleben der osteuropäischen Judenheit spielte, recht spärlich sind. Und doch war Goethe nächst Schiller der populärste Dichter im Ghetto. Schiller und Goethe im Ghetto stehen zueinander in einem ganz andern Verhältnis als in Deutschland. Dort hat Goethe, der ältere und bedeutendere Dichter, seinen jüngeren Freund und Parnaßgenossen den ersten Rang nicht streitig machen können; Goethe ist dort an die zweite Stelle gerückt.

Die gebildeten Juden des Ostens brachten den beiden Dichterheroen dieselbe Ehrerbietung entgegen, aber nicht dieselbe Liebe. Goethe war ihnen bloß der große Dichter, Schiller dagegen ihr Freund, ihr Tröster, ihr Liebling. Von Schiller wurden auch fast sämtliche Dramen, die Mehrzahl seiner Gedichte sowie einige Prosaschriften ins Hebräische übertragen, von Goethe sind nur sein "Faust", "Hermann und Dorothea" und einige Gedichte in hebräischer Übersetzung vorhanden. Von dem Nachtwandererlied "Über allen Gipfeln" existieren an die zwanzig hebräische Übersetzungen. Im Original am meisten gelesen wurde "Werthers Leiden". Es gab kein gebildetes Mädchen im Ghetto, das nicht dem unglücklichen Werther einige Tränen geschenkt hätte. Von Goethes Frauengestalten interessierte sie Gretchen am meisten. "Goethes Gretchen" - das hatte schon wegen der Alliteration einen guten Klang. Gretchen war ihnen der Inbegriff aller weiblichen Schönheit und Anmut. Von den Gedichten Goethes wurden am meisten gekannt und deklamiert: das Mignonlied und Erlkönig. "Erlkönig" war auch eines der ersten Gedichte Goethes, die in einer hebräischen Übersetzung erschienen ist. An dieses Gedicht knüpft sich im Ghetto so manch köstliche Anekdote. So wird unter anderem das folgende charakteristische Histörchen erzählt: Hat da ein Talmudgelehrter ein einziges Töchterchen, das fleißig über Goethe liest. Der Vater macht ihr Vorwürfe, daß sie ihre Zeit unnütz vergeude; sie erwidert darauf, die Bücher Goethes enthielten doch so viel Weisheit. "Weisheit?" meinte der Talmudgelehrte mißtrauisch, "laß doch einmal etwas von der Weisheit deines Goethe hören!" Die Tochter läßt sich das nicht zweimal sagen und liest dem Vater den Erlkönig vor. Kaum hatte sie die ersten drei Zeilen gelesen, da schreit der Vater: "Halt! Ich hab' an der Weisheit

deines Goethe genug !" Die Tochter stutzt, worauf ihr der Vater die folgende Erläuterung gibt: "Komm her, mein Kind, laß dich belehren. "Wer reitet so spät durch Nacht und Wind ?" - das ist eine Frage. "Es ist der Vater mit seinem Kind" - das ist eine Antwort. Nun ist die Frage: Wenn er die Antwort weiß, wozu fragt er ?"

Auch die Frage "Wer ist größer, Schiller oder Goethe ?" bildete im Ghetto öfter den Gegenstand heftiger Debatten. Vor ungefähr zwanzig Jahren hatte ich Gelegenheit, an einer solchen Debatte im Ghetto teilzunehmen. Es war eine größere Gesellschaft von "Aufgeklärten", die diesen Punkt auf die Tagesordnung setzten. Wäre es zu einer Abstimmung gekommen, Schiller ginge sicherlich als Sieger hervor. So aber einigte man sich. Einer der Versammelten zitierte den bekannten Vers von der "Morgenröte" und dem "hellen Tag", und alle Parteien waren befriedigt.

Aber eine Ehre ward Goethe im Ghetto zuteil, die selbst Schiller versagt geblieben ist. Goethes Tod wurde nämlich in einer galizischen Stadt von der ganzen Gemeinde betrauert. An diesem Tage wurde Goethe sogar das Epitheton "Rabbi" beigelegt. Die Sache trug sich folgendermaßen zu: Es war an einem Sabbatmorgen im Jahre 1832, als der Oberrabbiner von Zolkiew, Hirsch Chajjot, eine talmudische Autorität, dabei ein kenntnisreicher Mann und Goethe-Verehrer, durch die Zeitung von Goethes Tod erfuhr. Diese Nachricht erschütterte ihn dermaßen, daß beim Morgengottesdienst in der Synagoge den Gemeindemitgliedern die gedrückte Stimmung ihres geistlichen Oberhauptes auffiel. Sie fragten ihn nach der Ursache seines Kummers, worauf er seufzend antwortete, Goethe sei gestorben. Die Gemeinde wußte von Goethe nichts, vermutete jedoch, daß es sich wahrscheinlich um einen bedeutenden Rabbi handle. Rasch verbreitete sich die Kunde in der Synagoge: "Rabbi Goethe ist gestorben." Jeder sprach mit Andacht die beim Vernehmen einer Trauernachricht vorgeschriebene Benediktion, und die ganze Gemeinde betrauerte den Heimgang des "Rabbi" Goethe.

Da hier keine erschöpfenden Beiträge zur neuhebräischen Übersetzungsliteratur geliefert werden sollen, muß ich es mir versagen, alle die Gedichte Goethes einzeln aufzuzählen, die ins Hebräische übersetzt worden sind. Auch in bezug auf die größern Werke wollen wir es bei den erwähnten bewenden lassen. Dagegen verdient die hebräische "Faust"-Übersetzung eine eingehendere Würdigung. Die neuhebräische Literatur

von den Fünfziger- bis zu den Achtzigerjahren des vorigen Jahrhunderts war zum größten Teil Übersetzungsliteratur. Da die damaligen hebräischen Schriftsteller wohl große Hebraisten, aber kleine Talente waren, so mußten sie notgedrungen ihre Tätigkeit auf die Übersetzung aus andern Sprachen beschränken. Das Übersetzen ins Hebräische ist eine Kunst, zumal wenn man sich, wie es zu jenen Zeiten gang und gäbe war, an den rein biblischen Stil hält. Es ist nicht leicht, in die zwar poesiereiche, aber wortarme Sprache der Bibel ein Shakespearesches Drama zu übersetzen. Die hebräischen Schriftsteller bekamen es fertig, und darin bestand auch ihre Virtuosität. Zunächst wurden die Werke aus der Weltliteratur übertragen, die zum Judentum in irgendwelcher Beziehung stehen, so Racines "Athalia", "Esther", Lessings "Nathan", "Die Juden", Byrons "Hebräische Gesänge". Später kamen auch die "nichtjüdischen" an die Reihe. In der Regel wurde leichte Arbeit verrichtet, das heißt, solche Werke übertragen, deren Übersetzung keine sonderliche Schwierigkeiten bereitete, bis eines Tages der hebräische Schriftsteller und Dichter Dr. Max Letteris den kühnen Entschluß faßte, Goethes "Faust" in "das heilige Gewand der hebräischen Sprache" zu stecken.

Letteris gehörte zu jenen Spezies von hebräischen Literaten, die Übersetzer waren und es durchaus nicht sein wollten. Was taten sie? Sie schrieben "Umdichtungen". Sie hebräisierten, das heißt, sie brachten in jedes Werk das hebräische Kolorit hinein. Spielte die Handlung an einem Sonntag, so wurde sie auf einen Sabbat verlegt, hieß der Held Gottfried, so wurde er in Jedidja, hieß die Heldin Pauline, so wurde sie in Pninah umgetauft. So war es ihnen möglich, dem verehrten Lesepublikum ein "halboriginales" Werk zu überreichen. Die hebräischen Schriftsteller hatten das richtige Gefühl, daß dem Übersetzer das Reich der Unsterblichkeit verschlossen bleibt. Die Nachwelt flicht dem Übersetzer keine Kränze ... Die hebräischen Übersetzer-Literaten jener Zeit waren ehrgeizig; sie wollten nicht umsonst gearbeitet haben. Und schließlich brachten sie es so weit, daß ihre Leser den Übersetzer als den Verfasser kannten. Man las in der Regel Lessings "Nathan" von Gottlober, Schillers "Don Carlos" von Radner, Sues "Geheimnisse von Paris" von Schulmann. Noch vor einigen Jahren erzählte mir ein "Freund der hebräischen Sprache", er lese Bernsteins Naturwissenschaftliche Volksbücher von Frischmann. Allemal lag der Akzent auf dem Namen des Übersetzers.

Um sich einen Teil der Unsterblichkeit zu sichern, galt die Umdichtung als probates Mittel. Sie wurde als quasi selbständige Arbeit angesehen. Eine solche quasi selbständige Arbeit lieferte Max Letteris mit seinem "Ben Abuja, eine den künstlerischen Gesetzen und dem Geist der hebräischen Poesie entsprechende Umdichtung des 'Faust' von Goethe".

Interessant ist die Voranzeige, die Letteris vor dem Erscheinen seiner "Faust"-Übersetzung in der hebräischen Wochenschrift "Hanescher" (Lemberg 1863. Jahrgang III, Nr. 42) veröffentlichte. Sie trägt die hochtrabende Überschrift "Es ist aller Welt bekannt" und umfaßt vier lange, kleingedruckte Spalten. Ein kurzer Auszug aus diesem Artikel in möglichst wortgetreuer Übersetzung möge hier Platz finden, wobei ich vorausschicken möchte, daß dieser bombastische Stil im Hebräischen seines biblischen Charakters wegen sich fließend und natürlich liest. Letteris schreibt:

"Friedemeinen Brüdern und meinem Volke! Aller Welt und allen Nationen ist der unschätzbare Wert der wundervollen Dichtung bekannt, die Goethe, das Oberhaupt der deutschen Dichter, verfaßt und "Faust" benamset hat. Hervorragende Gelehrte bestätigen es, daß in der ganzen Welt keine ähnliche Dichtung existiert und daß unter den Poesien der Dichter aller Völker und aller Sprachen kein zweites, an Gedanken, Betrachtungen und poetischen Schönheiten gleich erhabenes Werk vorhanden ist. Mehr als hundert lesenswerte Bücher und Abhandlungen voll der Weisheit haben anerkannte Forscher, darunter Männer von Namen wie Schiller, Schelling, Hegel, Falk, Schlegel, Humboldt, Dünzer und viele andere geachtete literarische Persönlichkeiten geschrieben, um Aufschluß zu geben über all die Pracht und Schönheit dieser Dichtung in allen ihren Teilen, über all die erhabenen Weisheit, die sie enthält, eine Weisheit, die eindringt in die Wunder des allerhöchsten Gottes, in die Ordnung der Schöpfung und in die Geheimnisse der Natur im Himmel und auf Erden, von der Zeder des Libanon bis zum Ysop an der Wand." Hier folgt in einer Fußnote das Originalzitat aus einem Briefe Schillers: "Ich wüßte nicht, was mir in der ganzen Welt mehr Freude machen könnte als Goethes Faust. - Faust ist ein philosophisch und religiös-dialektisches Drama. Das Höchste und Tiefste, das Liebreichste und Rührendste, was eine menschliche Brust bewegen kann, ist darin niedergelegt, durchdrungen von der tiefsten Poesie. Etwas Gleiches kann keine Nation

dieser Dichtung entgegenstellen." (Goethes Leben. Paris, Tetot Frères 1836)

Hierauf gibt Letteris einen längern Exkurs über die Faustsage und legt das Bekenntnis ab, daß ihn die Faustdichtung Goethes stets begeistert habe, so daß er sich schon seit langem mit dem Gedanken herumtrage, diesen "guten Wein in das goldene Gefäß der heiligen Sprache zu gießen". Jetzt sei "mit Hilfe Gottes" der Gedanke zur Tat geworden, und binnen kurzem werde Goethes "Faust" im Hebräischen erscheinen. Es habe durchaus nicht in seiner Absicht gelegen, eine wortgetreue "Faust"-Übersetzung zu liefern, da er wortgetreue Übersetzungen für "geschmacklos und verfehlt" (!) halte. Es sei in den Geist der Goetheschen Dichtung eingedrungen und habe alles Erhabene in ihr in das Gewand der Heiligkeit gekleidet. Alles hingegen, was der Geist der hebräischen Sprache nicht vertragen könne, habe er ausgeschaltet und diese Stellen durch erhabene Betrachtungen ergänzt, deren Ursprung im althebräischen Prophetentum zu suchen seien. Ähnliche Tiraden stimmt Letteris an über die großen Schwierigkeiten oder, wie er sich biblisch ausdrückt, "die Steine des Anstoßes und die Felsen des Strauchelns", die sich einem hebräischen Schriftsteller bei einer so schwierigen Arbeit entgegenstellen. Er erzählt, er habe "Tage und Jahre" darüber nachgedacht, in der jüdischen Geschichte eine dem Faust analoge Figur zu finden, bis ihm, wie eine "göttliche Eingebung", die Erinnerung an Elischa Ben Abuja kam, der in seinem ganzen Lebenswandel, in seinen philosophisch-skeptischen Grübeleien und in seinen Verirrungen geradezu als Doppelgänger des Faust bezeichnet werden könne ...

In der Tat war es von Letteris ein echt künstlerischer Griff, wenn er in Ben Abuja ein Faustmodell entdeckte. Elischa Ben Abuja, genannt "Acher" - Gutzkow erwähnt ihn in seinem "Uriel Akosta" - war ein Vorgänger des Doktor Johann Faust. Er erblickte in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts in Jerusalem das Licht der Welt, errang als Schriftgelehrter einen bedeutenden Namen, hellenisierte sich später, fiel vom Judentum ab und starb 140 in Tiberias im Alter von ungefähr 75 Jahren, von seiner Glaubensgemeinschaft als Ketzer verdammt und verstoßen. Der übertreibende Volksmund umgab den Namen "Acher" mit einem großen Sagenkranz und macht ihn unsterblich. Einige Vorzeichen deuteten darauf hin, daß sich bei Ben Abuja die Macht des

Gesetzes nicht bewähren würde. Vor seiner Geburt soll seine Mutter von einem Götzenopfer gegessen haben. Auf seinem Geburtsfest stritten zwei Rabbinen über eine biblische Frage, da loderte plötzlich zwischen ihnen eine himmlische Feuersäule auf, so daß Achers Vater, Abuja, entsetzt ausrief: "Meine Lehrer, wolltet ihr mein Haus in Brand stecken?"

Über die Ursache seines Abfalls finden sich im talmudischen Schrifttum die verschiedensten Lesarten. Am wahrscheinlichsten scheint mir die Mitteilung, daß ihn der Märtyrertod einiger Gesetzeslehrer, dessen Augenzeuge er war, an der göttlichen Vorsehung irremachte. Er verzweifelte an der Gerechtigkeit Gottes, als er seinen treuen Freund Rabbi Akiba unter römischer Henkershand enden sah. Dem berühmten Synhedrialsprecher Rabbi Chuzpit wurde wegen seines Vergehens, gegen das hadriansche Edikt im Lehrhause öffentlich doziert zu haben, die Zunge ausgeschnitten und im Staub herumgezerrt. Bei diesem grauenvollen Anblick entrang sich Ben Abuja der Schmerzensruf: "Ist dies die Lehre und dies ihr Lohn? Die Zunge, die Perlen hervorbrachte, soll den Staub lecken! Wenn dies die Lehre ist und dies ihr Lohn, dann gibt es weder eine Vergeltung noch eine Auferstehung!" Ben Abuja sagte sich hierauf von Gesetz los und ergab sich einem zügellosen Lebenswandel.

Eine andere Version lautet, das Studium der griechischen Wissenschaft und das Forschen in der Lehre der Gnostiker habe ihn auf Abwege geleitet. Vier Gesetzeslehrer, erzählt der Talmud, sind ins "Paradies" eingedrungen. - Die Theosophie nannte sie Paradies, eine Bezeichnung, die auch bei den Gnostikern vorkommt. - Der erste, Rabbi Akiba, ging ein und aus in Frieden, der zweite, Ben Asai, starb, der dritte, Ben Soma, wurde wahnsinnig und der vierte, Ben Abuja, zerstörte die Pflanzungen, das heißt die Religionsgesetze. Man erzählt ferner von Ben Abuja, daß einst im Lehrhaus, als er sich von seinem Sitz erhoben hatte, die "Schriften der Ketzer" aus seinem Schoß fielen. Einer der Schriftgelehrten führt seinen Abfall auf das eifrige Lesen der Werke Homers zurück. Wieder ein anderer bestätigt, "griechische Gesänge seien nie aus seinem Munde gewichen". Er soll die Gesetzeslehrer grimmig gehaßt und geradezu unmenschlich verfolgt haben. Einst drang Acher in ein Schulhaus und trieb die Jugend aus den Mauern. "Wozu müht ihr euch mit dem Gesetz?" schrie er, "werdet lieber Baumeister, Zimmerleute, Ackerbauern, Schneider!" Um gegen das Gesetz zu demonstrieren, ritt er an einem

Versöhnungstag, der auf einen Sabbat fiel, an dem Allerheiligsten vorbei - also eine dreifache Sünde.

In Acht und Bann getan, wurde Ben Abuja von seinen Stammesgenossen aufs strengste gemieden. Nur sein Schüler Rabbi Meier, Dozent an der Hochschule von Tiberias, hing an ihm mit inniger Liebe. Er unternahm einige Bekehrungsversuche, die jedoch an der Charakterfestigkeit Ben Abujas völlig scheiterten. Es wird erzählt: Eines Sabbats hielt Rabbi Meier im Lehrhaus den üblichen Vortrag. Da wurde ihm mitgeteilt, Ben Abuja stehe draußen. Rasch unterbrach er seinen Vortrag und eilte hinaus. Lehrer und Schüler, Ben Abuja zu Pferd, Rabbi Meier zu Fuß, spazierten nun zusammen und unterhielten sich über die Schriftauslegung. So erreichen sie die Sabbatgrenze. (Nach jüdischem Religionsgesetz darf der Jude nur 2000 Doppelschritte am Sabbat machen.) Ben Abuja blieb stehen und sagte: "Du darfst nicht weiter gehen, Meier, kehre um !" Rabbi Meier antwortete zweideutig: "Auch du, mein Lehrer, kehre um !" Darauf Ben Abuja: "Wenn auch Reue dem Sünder die Himmelpforte öffnet, so gibt's doch für mich keine Umkehr. Ich hörte einst eine Stimme vom Himmel, die rief: "Kehret um, ihr verirrt Kinder - Acher ausgenommen, denn der kennt meine Herrlichkeit und verleugnet mich doch !" - - Nach dem Tode Ben Abujas überbrachte man Rabbi Meier die Nachricht, aus dem Grabe seines Lehrers stiegen Flammensäulen empor. Eilends begab er sich zur Ruhestätte Ben Abujas, breitete seinen Mantel über das Grab und sprach die bedeutsamen Worte: "Ruhe hier in der Nacht, am Morgen wird dich Gott erlösen, wo nicht, erlöse ich dich !" Die Flamme verschwand.

So lebte und endete Faust-Ben Abuja. Letteris hatte also zwei glückliche Ideen, erstens, Goethes Faust ins Hebräische zu übersetzen, zweitens, einen Ben Abuja zu schreiben. Er verhunzte beide, indem er beide zusammenkoppelte. Er wollte zwei Schätze mit einem Spaten graben und schuf ein Werk, das weder Goethes "Faust", noch Letterissens Ben Abuja ist. Er verhebraisierte zunächst die Namen, dann die Handlung; kürzte, wo es ihm gefiel, und fügte hinzu, was ihm gefiel. Faust wird zum Ben Abuja, Famulus Wagner zum Nehorai-Rabbi Meier; Gretchen nennt er Naemi, wie Ruths Schwiegermutter. Die Walpurgisnacht wird zur Erinnerungsnacht an die Zerstörung Jerusalems, das Fest der Christbescherung zu einem jüdischen Familienfest umgewandelt. Den Epilog hat

Letteris ganz neu hinzugedichtet, indem er die erwähnte Sage vom Gebet Rabbi Meiers auf dem Grabe seines Lehrers verwendete. Liest man den "Ben Abuja" von Letteris, so muß man an der Glaubwürdigkeit seines Bekenntnisses, er sei in den Geist der Goetheschen Dichtung eingedrungen, stark zweifeln. Wäre dies bei Letteris der Fall gewesen, so würde ihn sicherlich Ehrfurcht vor dieser erhabenen Dichtung abgehalten haben, mit ihr zu schalten und zu walten, wie mit seinem Eigentum. Letteris hat überhaupt das Wesen der Umdichtung verkannt. Umdichten heißt, ein Werk aus einer Literaturgattung in die andere übersetzen oder ein wertloses Werk zu einem wertvollen gestalten. Viele Dichter haben Novellen anderer Autoren dramatisiert; Shakespeare hat schlechte Bühnenstücke zu Meisterdramen umgedichtet. Aber man dichtet keinen "Don Quixote" von Cervantes, keinen "Hamlet" von Shakespeare und keinen "Faust" von Goethe um. In ihrer spanischen, dänischen und deutschen Tracht müssen sie für alle Zeiten durch die Welt wandern. Wirft man sie in ein anderes Kostüm, so erscheinen sie läppisch. Goethes "Faust" ist die Bibel des modernen Menschen, und gerade ein hebräischer Schriftsteller hätte es wissen sollen, daß in Bibeln weder gestrichen, noch geändert, noch etwas hinzugefügt werden darf. So schuf es der Meister, und so muß es bleiben.

Schiller.

Der Liebling und der Inbegriff aller dichterischen Größe war den gebildeten Juden im Ghetto nur einer: Friedrich Schiller. Sie schauten zu ihm empor wie zu einem Gottesmann und huldigten ihm wie einem König. Sie bewunderten in ihm den Genius der Menschheit und der Menschlichkeit. Was dämmernd noch in ihrem Geiste webte, was ahnungsvoll ihr Herz bewegte - in seinen Werken fanden sie es in wunderbaren Tönen und mit einem an die Propheten gemahnenden Pathos vorgetragen. Nicht sein Wort hat in ihrem Herzen einen Widerhall gefunden, sondern umgekehrt, Schiller war wie das Echo ihrer eigenen Gedanken und Gefühle. "Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire !" - dieser Schrei lag latent in ihrem Innern verschlossen, zitterte wortlos in ihrer Brust; Schiller hat ihn, aus seiner stummen Ohnmacht ihn erlösend, mit

Donnerstimme durch die Welt brausen lassen. "Seid umschlungen, Millionen !" das hätten sie der ganzen Welt zurufen mögen, aber sie fanden das Wort nicht; er fand es, der einzige, unvergleichliche, gottvolle Schiller ! "Durch die Straßen der Städte, vom Jammer gefolget, schreitet das Unglück." Wie oft sahen sie das Unglück in Gestalt von Mordbuben und Hooligans, vom jüdischen Jammer gefolgt, durch die Straßen der Städte schreiten ! So fanden sie bei Schiller für jeden ihrer Gedanken das passende Wort, für jeden Schicksalsschlag ihres Lebens einen tröstenden Anspruch. Der gute Büchmann hätte seinen Zitatenschatz um das Doppelte vermehren müssen, hätte er alle geflügelten Schillerschen Worte, die im Ghetto kursierten, aufgenommen.

Die grenzenlose Schiller-Verehrung veranlaßte sehr bald die hebräischen Schriftsteller, die Werke des Dichters in das "Gewand der heiligen Sprache" zu hüllen. Und als die ersten hebräischen Übersetzungen der Schillerschen Gedichte und Dramen erschienen waren, da lasen sie zumeist das Original mit der Übersetzung in einem Atemzug, und es ist schwer zu sagen, ob sie das Original als Kommentar zu der Übersetzung oder die Übersetzung als Kommentar zu dem Original benutzten. Bereits im Jahre 1817 finden wir in der Berliner hebräischen Zeitschrift "Jedidja" eine Übersetzung des Schillerschen Gedichtes "An die Freude" von Moses Büschenthal. Eine Sammlung Schillerscher Gedichte in einer gelungenen hebräischen Übertragung hat Dr. Max Letteris im Jahre 1852 herausgegeben. "Die Zerstörung von Troja" ist von dem bekannten hebräischen Lyriker Micha Josef Lebensohn übersetzt worden. Zum hundertsten Geburtstag des Dichters hat Mattithjahu Simcha Rabbener eine größere Sammlung Schillerscher Gedichte aus der zweiten und dritten Periode unter dem Titel "Eth ha-samir" (Die Zeit des Gesanges) erscheinen lassen. Das Lied von der Glocke ist nicht weniger als sechsmal ins Hebräische übertragen worden. Größere Teile dieser Dichtung sind bereits 1820 im Hebräischen erschienen; der Übersetzer war kein Geringerer als der berühmte Prager Oberrabbiner Samolo Juda Rappoport, der als Mitbegründer der modernen jüdischen Wissenschaft sich einen unvergänglichen Namen im Judentum erworben hat. Von den Dramen sind übersetzt: Die Räuber, Don Carlos, Fiesco, Maria Stuart, Die Jungfrau von Orleans, Wilhelm Tell, Die Braut von Messina, Macbeth und Phädra. Die Philosophischen Briefe sind von dem Gelehrten und Spinozaforscher

Dr. Salomon Rubin in die Sprache der Propheten übersetzt worden. Eine prachtvolle Übertragung des "Spazierganges unter den Linden" hat der Historiker Kalman Schulmann geliefert. Selbst von der Abhandlung "Die Sendung Moses", in der den Juden nichts Schmeichelhaftes gesagt wird, liegen, allerdings mit Kommentaren versehen, zwei hebräische Übersetzungen vor.

Fast ein Jahrhundert lang beherrschte Schiller die "aufgeklärten" Geister im Ghetto. Die Juden im Ghetto lasen Schiller nicht, wie man gemeinhin Dichter liest, sie suchten in seinen Werken keinen Kunstgenuß. Schiller - das bedeutete eine Kopfarbeit, ein hartes, ernstes Studium. Sie versenkten sich geradezu mit andachtsvollem Ernst in die geistigen Tiefen seiner Werke und holten zuweilen aus diesen mehr heraus, als mancher Schillerforscher von Beruf darin zu finden in der Lage wäre.

Schiller galt im Ghetto nicht als gottbegnadeter Dichter, sondern als Weiser, den Gott mit einem Teil seiner Weisheit ausgestattet hat. Das jüdische Religionsgesetz schreibt vor, daß man beim Anblick eines Weisen einen Segensspruch spreche: "Gelobt seist du Gott, der einen Teil seiner Weisheit einem Menschen von Fleisch und Blut geschenkt hast." Wäre Schiller in Ghetto erschienen, sie hätten dort sicherlich den Segensspruch über ihn gesprochen. Die Liebe und Verehrung, die man im Ghetto dem deutschen Dichter entgegenbrachte, hat Karl Emil Franzos in seiner Novelle "Die Juden in Barnow" ebenso wahr wie meisterhaft geschildert. Schillers Werke gehörten zu denjenigen Büchern, die man in der Abenddämmerstunde - der Tag mußte dem Thorastudium geweiht sein - ungehindert lesen durfte. Die Schriften Mendelssohns waren in Acht und Bann getan, viele hebräische Bücher standen auf dem Index, aber Schiller war frei. Merkwürdigerweise gestatteten fromme Eltern das Lesen des deutschen Originals viel eher als die hebräische Übersetzung der Schillerschen Werke. Gegen "Maria Stuart" hatte man nichts einzuwenden, aber "Miriam Stuart" zu lesen schien doch etwas bedenklich.

Als später jedoch auch Lessing, Goethe und andere ins Ghetto eindringen, brachte das im Kopfe manches Ghettojünglings einige Verwirrung hervor. Namentlich Schiller und Goethe wußte mancher Schein-aufgeklärter nicht recht auseinanderzuhalten. Es existierte im Ghetto ein Sprichwort: "Er liest Schillers Glocke von Goethe." Vor vielen Jahren hatte ich Gelegenheit, in Galizien einen Jüngling zu sprechen, der in dem

Ruf eines Aufgeklärten stand. Unter anderem erzählte er mir mit sichtlichem Stolz, er habe "Schiller-Goethe" zu Hause. In seiner Miene erkannte ich, daß er eine wichtige Frage zu stellen habe. "Nun," sagte ich, "Sie wollen doch etwas fragen." Er blieb einen Augenblick verlegen, dann sagte er: "Ja, Sie werden vielleicht Bescheid wissen. Ich habe Schiller-Goethe, nur weiß ich nicht recht, ist Schiller von Goethern oder Goether von Schillern?" Bezeichnend ist es, wie groß sich manche Juden im Ghetto Schillers Kopf dachten. In einer Kleinstadt im Osten spazierte ich einmal mit einem "aufgeklärten" Herrn. Natürlich kamen wir bald auf Schiller zu sprechen. Mein Begleiter hielt mir einen eingehenden Vortrag über Schiller, den Weisen. Seine Begeisterung kannte keine Grenzen. Um auch etwas zu sagen, bemerkte ich: "Schiller war ein großer Kopf." "Was heißt, ein großer Kopf?" erwiderte jener rasch, "ein Kopf wie ein Rathaus!" - Das Rathaus war nämlich das größte Gebäude in diesem Städtchen.

Heine.

Dem Dichter Heine hat die Taufe nach außen wenig genutzt, nach innen sein Herz zerrissen, sein Inneres mit Wermut getränkt. Heine gehört nicht zu der Sorte Renegaten, die das Holz abgeben zu dem Eisen, mit dem wir Hiebe bekommen, sondern zu den "verirrten Schafen Israels", die in dem Wahne befangen sind, durch einen "kühnen" Schritt der arischen Verschrobenheit beikommen zu können. Heine hat niemals seine jüdische Abstammung verleugnet. Er ist dem Mutterschoß, dem er entstammte, selbst nach der Entfremdung mit einer gewissen Liebe zugetan geblieben. Aus seinen reizendsten Poesien wie aus einigen seiner Prosawerke ist sogar ein gewisser Stolz auf seine jüdische Herkunft herauszulesen. Deshalb ist es ihm auch gelungen, das Judenlos in den rührendsten Akkorden zu beklagen, den tausendjährigen Judenschmerz in den rührendsten Tönen zum Ausdruck zu bringen. Seine "Prinzessin Sabbath", sein "Jehuda Halevy", sein "Rabbi von Bacharach" sind die Stoßseufzer einer schwer belasteten jüdischen Brust. Heine wird selbst gleich dem von ihm verehrten Jehuda Halevy zur Feuersäule des Gesanges, wenn er dem Judenelend seine Harfe weiht.

Der "Rabbi von Bacharach" war das Herzenskind Heinrich Heines. Es war die große Apologie, die er für das Judentum schrieb. In dieser leider nur Fragment gebliebenen Erzählung zieht er mit den schärfsten Waffen gegen das läppische, in Chroniken und Legenden bis zum Ekel oft wiederholte Blutmärchen zu Feld. Da wird erzählt, wie zum Rabbi Abraham von Bacharach am Pessachabend zwei große, blasse Männer kommen, in weite Mäntel gehüllt, worunter sie ein totes Kind verborgen halten, das sie unter den Tisch schieben, um den Rabbi des Kindermordes zu beschuldigen. Der Rabbi merkt's, sein Gesicht erstarrt in grausiger Verzerrung. Zur Zeit des Waschens zieht er sein Weib, die schöne Sara, mit sich fort; er erzählt ihr vom Unglück, das sie bedroht, und entfleucht rechtzeitig genug, all sein Hab und Gut den Ruchlosen überlassend, im Kahne des taubstummen Wilhelm nach der berühmten Reichs- und Handelsstadt Frankfurt am Main. Zwischen dem Rabbi, der inbrünstig die Agada liest: "Jeglicher, den es hungert, er komme und genieße, jeglicher, der da traurig, er komme und teile unsere Pessachfreude", und den schwarzen Fremden, welcher Kontrast! Zwischen der züchtigen Sara und den gerade die Stadt durchziehenden ausgelassenen Mädchen, welche himmelweite Kluft! - "Mache die Augen zu, schöne Sara", flüstert der Rabbi. Denn das jüdische Weib vermag die Ausgelassenheit nicht mitansehen. Gerade diese zagende Scham, diese sonderbare Keuschheit ist's, die der schönen Sara einen wunderbaren Liebreiz verleiht.

In den "Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" führt uns Heine einen Juden, den kleinen Simson, vor, der ein beständiger Champion des Deismus ist. "Ich habe einmal zu Frankfurt eine Uhr gesehen, die an keinen Uhrmacher glaubte", sagte der kleine Simson. Und was erhält er für seinen Gottesglauben - einen Stich in die Lunge. "O Gott," seufzt er und stürzt zu Boden, "o Gott, du hilfst unsern Feinden." Und in der letzten Todesstunde nimmt er die Bibel zur Hand, liest daraus, und das tut ihm wohl. "Es ist ein liebes Buch", erzählt er. "Meine Vorfahren haben es in der ganzen Welt mit sich herumgetragen und gar viel Kummer und Unglück und Schimpf und Haß dafür erduldet oder sich gar dafür totschlagen lassen. Jedes Blatt darin hat Tränen und Blut gekostet. Es ist das aufgeschriebene Vaterland der Kinder Gottes." - Dieser kleine Simson gleicht dem Helden aus Zorah, der selbst in seinem Sturze die Philister mächtiglich mitreißt.

Einen bis jetzt wenig bemerkten jüdisch-psychologischen Zug bei Heine möchte ich hier erwähnen: seine Heldenverehrung. Ja, Heine ist ein Heldenverehrer, so paradox es auch klingen mag. Sein scharfer Spott, der sich zumeist nur gegen die Kleinen richtet, die gern groß scheinen möchten, ist mit Respektlosigkeit nicht identisch. Heine verehrt die großen Meister aller Zeiten, ohne sie zu vergöttern. Moses ist ihm ein großer Mensch, der größte Mensch, ein göttlicher Mann, und er verehrt ihn und er verehrt das Judentum, das einen solchen Mann gezeugt. "Sinai, wie klein mußt du erscheinen, als Moses auf dir stand !" ruft er fast emphatisch aus. Er beugt sich vor dem Dichtergenius eines Halevy und besingt voll Ehrfurcht und Begeisterung das Dreigestirn der jüdisch-spanischen Glanzzeit. In gleichem Maße, wie er die Großen verehrt, verachtet er die Kleinen. Wie er für jene Worte der Bewunderung findet, so schleudert er gegen diese den Pfeil seines Spottes. Goethe ist der größte deutsche Dichter, zu dem er demütig emporschaut, und er duldet es nicht, daß dieser Große mit einem Kleinen zusammen durch die Ewigkeit wandle. Er macht seinen Unmut Luft in witzigen Worten: "Goethe ist gestorben und Eckermann lebt." Ebenso ist er untröstlich darüber, daß Artur Wellington mit Napoleon Bonaparte die Unsterblichkeit teilt.

* * *

Heines Verhältnis zu Juden und Judentum läßt sich aus seinen Werken feststellen. Dagegen ist von dem Verhältnis der Juden - namentlich der Juden im Osten - zu Heine so viel wie nichts bekannt. Heinrich Heine ist ins Ghetto verhältnismäßig spät eingedrungen. Die Ursache hierfür ist nicht in seiner Taufe zu suchen. Die literaturkundigen Juden im Ghetto waren - soweit es sich um Dichter handelte - in höchstem Maße tolerant. Im Dichter sahen sie nur den Dichter, den Weisen, den von Gott Begnadeten; sein Privatleben kümmerte sie nicht. Aber mit Heine wußten sie nicht recht was anzufangen. Es ging ihnen mit ihm wie Moses Mendelssohn mit dem Schachspiel: er war ihnen als Witzbold zu ernst, als ernster Dichter zu witzig. Zudem war seine Schreibweise zu glatt, einfach, klar, ohne Schnörkel und Satzwindungen, die Deutungen, Glossen und Kommentare zulassen. Die Entwirrung eines Gedankenknäuels war den talmudischen Köpfen im Ghetto unentbehrlich. Sie fanden daran ein

besonderes Gefallen. Heine konnte man lesen; sie waren gewohnt zu "lernen". Im übrigen fehlte den Heineschen Gedichten die moralische Nutzenanwendung. Solche Gedichte nannten sie ehemals im Ghetto "Gedichte ohne Sinn", das will sagen: ohne moralische Tendenz.

Gemäß dieser Neigung zur Grübelelei und zum Moralisieren hatten auch die hebräischen Schriftsteller lange gezögert, in das Fremdenregister der neuhebräischen Literatur, wo so viele Dichter und Denker Aufnahme fanden, Heinrich Heine einzutragen. Das erste Gedicht Heines, das in einer hebräischen Übersetzung erschien, ist - soweit ich es feststellen konnte - das Gedicht "Frau Sorge". (Kochbe jizchak 1853, Heft 18.) Erst neun Jahre später finden wir in derselben Zeitschrift einen Sinnspruch Heines übersetzt vom philosophischen Schriftsteller Fabuis Mises. (ibid 1862, Heft 27.) Bedenkt man, daß die Kochbe jizchak von 1847 bis 1873 erschienen ist und daß sie zumeist von Übersetzungen genährt wurden; so müßte die Auslese von bloß zwei Gedichtchen aus dem reichen Liederschatz Heines ein Kopfschütteln hervorrufen, wenn nicht die oben angeführten Gründe diese Erscheinung einigermaßen erklärten.

Ich finde es besonders beachtenswert, daß gerade "Frau Sorge" die Übersetzungslust eines hebräischen Schriftstellers erregte, während doch in erster Linie Heines Hebräische Melodien ins Hebräische übertragen zu werden verdienten. Man kann an der ersten Auswahl aus den Werken der verschiedensten Dichter, die sie der Übersetzung für wert befunden, das Innenleben und die Gedankensphäre der damaligen hebräischen Schriftsteller studieren. Von Schiller übersetzten sie den Chorgesang: "Durch die Straßen der Städte, vom Jammer gefolget, schreitet das Unglück", den Brand aus der "Glocke", von Goethe "Wer nie sein Brot mit Tränen aß", von Shakespeare den Sein- oder Nichtsein-Monolog, Youngs "Nachtgedanken", aus Tiedges Urania "Der Zweifler" und - Kotzebues "Ausbruch der Verzweiflung". Bei Heine hatte es ihnen just die "Frau Sorge" angetan:

Das Glück ist fort, der Beutel leer
Ich habe auch keine Freunde mehr

- - - - -

An meinem Bett in der Winternacht
Als Wärterin die Sorge wacht.

Auch der bekannte Poet Max Letteris hat einige Gedichte Heines ins Hebräische übertragen. Den Hebräischen Melodien in einem hebräischen Gewande begegnen wir erst dreißig Jahre nach dem Tode des Dichters. K. A. Schapira lieferte eine gelungene Übersetzung der "Disputation"; Salomon Mandelkern übersetzte "Prinzessin Sabbat" und "Jehuda Halevy". Zu der Übersetzung des Gedichtes "Jehuda Halevy" sind einige Bemerkungen notwendig, weil der "Halevy" eine der köstlichsten Dichtungen Heines ist, und weil Mandelkern zu den anerkanntesten hebräischen Poeten gehörte. Wer Mandelkerns Originaldichtungen kennt, wird zugeben, daß er poetische Begabung besaß. Aber man kann eigene Dichtungen gut schreiben und fremde schlecht übersetzen; man kann selbst ein Poet sein und doch Verständnis und Gefühl für Heinesche Dichtungen nicht besitzen. Was hat Mandelkern aus dem Heineschen "Halevy" gemacht? Zunächst hat er die leichtbewegten vierfüßigen Trochäen in langatmige Verse zu je vierzehn Silben umgetauscht. Dann hat er den gekreuzten Reim (Schema: a. b. a. b.) verwendet. Und schließlich überschritt er vollends das Maß des für einen Übersetzer Zulässigen, indem er sich Änderungen im Text, Abkürzungen, Ergänzungen und allerhand Korrekturen erlaubte. Die einleitende Strophe "Lechzend klebe mir die Zunge usw.", die doch nur mit dem bekannten Psalmvers rückübersetzt zu werden brauchte, lautet bei Mandelkern wörtlich: "Es klebe meine Zunge an dem Gaumen und es welke mein Gaumen im Schlunde, mein Mund sei in Staub gesteckt, verstummt die Lippen, vergessen meine Rechte, zerbrochen mein Arm wie ein Schilfrohr - vergesse ich jemals dein, Tochter Jerusalems!" - das ist weder heinesch noch sonst poetisch. Die herrlichen hochpoetischen Verse: "Und es hat der goldene Tajo Ihm sein Wiegenlied gelullet" behagen offenbar Mandelkern nicht. Denn der Übersetzer will es besser machen als Heine und läßt das Wiegenlied von der Mutter Halevys singen. Er ist so freigiebig, ihr ein Wiegenlied von vierundsechzig Versen in den Mund zu legen. Ein "kleiner" Zusatz vom Übersetzer, um Heines Poesie poetischer zu gestalten! In einer Fußnote ist der Vermerk, daß das Wiegenlied nicht von Heine, sondern vom Übersetzer stammt. Für Uneingeweihte war dieser Vermerk notwendig, für den aber, der auch nur ein Gedicht Heines im Original gelesen - überflüssig ... Zum Schluß des dritten Kapitel fügt Mandelkern eine Strophe aus Halevys Divan bei. Sie kommt an die Stelle des häufig

erwähnten Heineschen "Schnitzers", das Lechodaudi-Lied betreffend, dessen Verfasser nicht Jehuda Halevy, sondern Salomo Alkavez war. Die Strophe, in der Heine seiner Geliebten den gutgemeinten Rat erteilt, das Hebräische zu erlernen, um Gabriol, Ibn Esra und Halevy im Original lesen zu können, schließt bei Mandelkern mit den Worten: "Komm, ich unterrichte dich zu Nutz und Frommen, und zwar unentgeltlich." Das konnte Heine nicht gesagt haben. Hebräischen Unterricht erteilen, war nicht Heines starke Seite. Es sind berechtigte Zweifel vorhanden, ob Heine überhaupt die "pittoreske altchaldäische Quadratschrift" geläufig lesen konnte. Aus dem letzten Passus ersieht man, daß Mandelkern mehr an sich als an Heine dachte. Mag sein, es seien Kleinigkeiten, aber gerade bei Heine, dem Meister des Wortes, fallen sie schwer in die Wage. Der "Halevy" ist wie aus einem Guß; fängt man an, an ihm herumzubosseln, so macht man sich schuldig, ein Kunstwerk zerstört zu haben.

Aus der Mandelkernschen Übersetzung könnte man den Schluß ziehen, Heines Lieder eigneten sich nicht zum Übersetzen ins Hebräische. Die hebräischen Übersetzungen Heinescher Lieder, die in den letzten Dezennien erschienen sind, beweisen das Gegenteil. Keines zweiten Dichters Lieder besitzen in der hebräischen Sprache einen solchen Wohlklang wie die Heines. Sie muten so vertraut, so heimisch an, als wären diese Töne irgendwo und irgendwann in den Zelten Jakobs schon gehört worden. Wird man's glauben? In der "Heiligen Sprache" durchweht die Liebesweisen Heines ein Geist der Heiligkeit - Hoheliedstimmung ...

Nimmt man alles zusammen, was zur Zeit von Heine im Hebräischen vorliegt, so dürfte es kaum mehr als den zwanzigsten Teil seines Gesamtwerkes ausmachen. Heine im Hebräischen ist nur ein Miniaturbild des deutschen Heinrich Heine. Wir können aus den vorliegenden Übersetzungen seine Größe als Dichter ahnen, aber sie tritt nicht lebenskräftig genug vor unsere Augen. Nichtsdestoweniger ist dem hebräischen Leser Gelegenheit gegeben, Heinrich Heine in seiner ganzen Vielgestaltigkeit zu kennen, lieben und schätzen zu lernen. Es existiert nämlich eine Heine-Biographie in hebräischer Sprache. Das Buch trägt den vielsagenden Titel "Mimkor Jisrael" (Aus jüdischer Quelle) und sein Verfasser ist Eleasar Schulmann. Schulmann war ein Gelehrter, ein Mann von Geist und von einer Gründlichkeit, die an die alten Rabbinen erinnert. Die Heine-

Biographie ist eines der besten Werke Schulmanns. Wir kennen Schriften für und wider Heine, gehässige Pamphlete, die ihn in den schwärzesten Farben malen, und Werke voll Lobhudeleien, die über das Ziel hinausgehen. Schulmann stelle alle Parteilichkeit in den Hintergrund und bleibt in jeder Hinsicht objektiv. Er sucht Heine zu verstehen, das Verzeihen - wo es erforderlich ist - ergibt sich von selbst. Dieses Buch ist das schönste Denkmal, das ein hebräischer Schriftsteller dem Dichter Heine setzen konnte und - es ist das erste Denkmal, das in der hebräischen Literatur einem nichthebräischen Dichter gesetzt worden ist.

Gutzkow.

Auch Karl Gutzkow war im Ghetto nicht unbekannt. Sie wußten wohl im Ghetto, daß Karl Gutzkow Tragödien geschrieben, aber daß er selbst ein tragisches Leben geführt hatte, daß er selbst die Inkarnation einer Tragödie gewesen war, davon hatten sie keine Ahnung. Fast nirgends in der Welt trat der Dichter so hinter sein Werk zurück wie einstmals im literaturbeflissenen Ghetto. Der Dichter, sein Entwicklungsgang und Lebenswandel, seine Kämpfe und Siege, seine Triumphe und Niederlagen - all das war ihnen Hekuba; nur das Kind seines Geistes, das Werk, das bleibt, wenn der Dichter lange dahin ist, interessierte sie. Hätten die Ghetto-menschen, die Bücher lasen, Literaturgeschichte schreiben können, wir besäßen heute eine Geschichte der Literatur ganz eigener Art, die subjektivste und objektivste zugleich (subjektiv, weil hier einzig das Verständnis und die Aufnahmefähigkeit des Lesers die Richter gewesen wären, objektiv, weil hier die Kritik voraussetzungslos, ohne Anwendung irgendeiner Methode oder irgendeines Systems, verfahren hätte). Das war die Frucht ihrer einseitig aufs Geistige gehenden Erziehung. Wie bei ihnen die Schrift das Leben, der Traum die Wirklichkeit verdrängte, so hat ihr Interesse für das rein Geistige den Dichter neben seinem Werke nicht aufkommen lassen. Sie hatten hierfür einen talmudischen Grundsatz: Sieh nicht auf die Flasche, sieh nur auf deren Inhalt. Der Name des Dichters verflüchtigte sich bei ihnen zu einer Art Symbol für sein Werk. Shakespeare war Hamlet, Goethe war Faust, Heine war ein Buch der Lieder und Gutzkow - Uriel Akosta ...

Das Jenseits, sagen die Weisen Judäas, kann man sich mit einer einzigen Tat erwerben. Berühmtheit konnte man im Ghetto durch ein einziges Werk erlangen. "Uriel Akosta" hatte im Ghetto seinen Einzug gehalten und den Namen Karl Gutzkow berühmt gemacht. Die "Ritter vom Geiste" und die vielen anderen geistigen Ritter, die Gutzkow ins Dasein rief, folgten Akosta nicht auf seinem Weg ins Ghetto. Uriel Akosta blieb dort sozusagen der einzige Sohn des "unübertrefflichen, einzigen" Gutzkow. (Von den unzähligen Werken Gutzkows ist nur das Trauerspiel "Uriel Akosta" von Dr. Salomon Rubin ins Hebräische übersetzt worden. (Das Buch erschien, mit einer eingehenden, lehrreichen Einleitung versehen, in Wien 1856.) Uriel, der Mann mit dem Engelsnamen, hatte es den Bücher schluckenden Jünglingen im Ghetto mächtig angetan. Jeder angehende "Aufgeklärte", der mit sichtlichem Behagen alle "Wonnen" des von der fanatischen Menge grimmig Verfolgten durchkosteten, dünkte sich ein Uriel Akosta, nur noch etwas charakterfester und hartnäckiger als sein Lehrer und Meister, dessen Größe durch den schmähhlichen Widerruf, ach, so sehr verkleinert wurde. Diesen Widerruf konnte ihm der Aufgeklärte und Aufklärer im Ghetto gar nicht verzeihen. Aber er tröstete sich, daß Akosta am Schluß der Szene doch mit dem Fuße stampft und den Muckern ins Gesicht schreit: "Und sie bewegt sich doch !"

Interessant ist, wie man im Ghetto den "Uriel Akosta" zu lesen pflegte. Zunächst informierte man sich bei Grätz, wer denn eigentlich dieser Uriel Akosta sei. Da erfuhr man auch mancherlei. Erstens: daß er nicht, wie Gutzkow uns weismachen will, der Lehrer Spinozas gewesen war. Aber der Poet hatte seine Lizenzen; die wurden auch im Ghetto respektiert. Ferner macht man die Entdeckung, daß die Sache mit der Judith eine vom Dichter hinzugelogene Episode ist. Auch diese historische Untreue nahm man Gutzkow nicht weiter übel. Denn - so kalkulierte man - die poetische Lizenz ist nun einmal vorhanden, und wahrscheinlich war diese Liebesepisode notwendig zur Verschönerung der Handlung, um das Motiv der Liebe, ohne die kein Dichter was anzufangen weiß, in das Trauerspiel hineinzutragen. Sonst entzückt das Drama die Ghettojugend über alle Maßen; besonders die Gartenszene, wo der kleine Spinoza auftritt und das "echt spinozistische" Gleichnis mit den Blumen zum besten gibt, versetzte sie in Ekstase.

Merkwürdigerweise war dieser Jugend auch der Ausspruch Ben Akibas:

“Alles schon dagewesen !” eine neue Offenbarung, als ob König Salomo das nicht schon ein paar tausend Jahre vor dem weisen Rabbi Ben Akiba gesagt hätte. An diesen Ausspruch glaubte man im Ghetto fest und unerschütterlich. Hätte man - dessen bin ich überzeugt - einem im Ghetto erzählt, der sechste Sinn im Menschen sei entdeckt worden, er würde voller Seelenruhe geantwortet haben: “Alles schon dagewesen, sagt Ben Akiba.”

Nietzsche.

Es war in den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts. Der jüdische Volksorganismus ward wieder einmal, wie so oft in der Geschichte, von Konvulsionen, von äußern und innern Erschütterungen heimgesucht. Im Osten wie im Westen umgab ihn eine schwüle, erdrückende Atmosphäre: Judenverfolgungen in Rußland, Dreyfußaffäre in Frankreich. Zu der Verdrossenheit, die die äußern Verhältnisse verursachten, gesellte sich bald die Unzufriedenheit mit sich selbst. Die materielle Not machte auch die geistige fühlbar. Das Bewußtsein, daß eine Änderung der äußern Verhältnisse notwendig sei, erzeugt bald das Bedürfnis nach einer innern Umgestaltung. Man erkannte, daß das Judentum außer der äußern Knechtschaft auch einen innern Knechtsinn besitzt; von beiden wollte man sich befreien. Das Wort “Autoemanzipation” war gefallen, ein hebräischer Denker, Achad Haam, gab die Parole aus: “Nationaljudentum”, Max Nordau prägte das kraftvolle Wort “Muskeljudentum”, Theodor Herzl schrieb ein altes Wort auf neue Tafeln: “Zionismus”, und die jüngsten der Jungen sagten: “Renaissance.”

Bald darauf fuhr in die Ghettojugend der zündende Blitz: Friedrich Nietzsche. Wovon sprach der Meister? Vom Tafeln zerbrechen, von Umwertung aller Werte. War es nicht das, wonach sie strebten, was sie, wenn auch nicht gedacht, so doch ahnungsvoll empfunden hatten? Wäre ihnen das Licht Nietzsche früher aufgegangen, wer weiß, ob nicht alsdann die Assimilation nie geahnte Triumphe gefeiert hätte ! Nun waren aber die Würfel gefallen, das Wort war ausgesprochen: Renaissance; zurück konnten sie nicht mehr, sie wollten es auch nicht. Sie suchten daher Nietzsche mit dem jüdischen Renaissancegedanken in Einklang zu bringen. Renais-

sance heißt Wiedergeburt; was wiedergeboren werden soll, muß schon einmal dagewesen sein. Und wo gibt es im Judentum eine adäquate Form für den Nietzscheanismus, die man erneuern, wiederbeleben könnte? Sie fanden sie im Chassidismus. So entstand ein sogenannter nietzscheanischer Neuchassidismus, der die brausenden Ströme der Lehre Nietzsches in das tiefe Meer der chassidischen Mystik hinüberzuleiten suchte.

Der Chassidismus enthält vieles, was der Lehre Nietzsches schnurstracks zuwiderläuft. Schon die erste Tugend, die er lehrt, "Schiphluth" (Demut) - ein Wort, mit dem die Chassidim auch die Begriffe: Bescheidenheit, Genügsamkeit, Mitleid und Erbarmen verbinden - würde schwerlich im Zarathustra-Reich Unterkunft finden können. Und doch bietet der Chassidismus in seiner Bejahung des Lebens und Vergöttlichung des Menschen, in seiner Betonung des Natürlichen und neuen Wertung von Gut und Böse - unzählige Analogien zu Nietzsches Zarathustra-Lehre. Die Parallelen und Analogien sind um so leichter auffindbar, als die chassidischen Lehren in jenem porösen sybillinischen Stil, der vieles in sich aufsaugt und aus dem vieles herausgepreßt werden kann, abgefaßt sind. Viele Münzen Nietzschescher Prägung - wie Jenseits von Gut und Böse, Umwertung aller Werte, Übermensch, Fernstenliebe usw. - erhalten im Chassidismus ihre Werte. Die alten Schriften der Chassidim enthalten manche Lehren, die sich von den Gedanken des Nietzsche-Zarathustra nur darin unterscheiden, daß jene auf die gotterfüllte, diese auf eine entgottete Welt hinzielen.

Die junghebräischen Nietzscheaner haben dem Chassidismus nur die äußere Form, dagegen Pathos und Gedankeninhalt dem Nietzscheanismus entlehnt. Während die ersten Chassidim nur gegen die religiösen Gesetzeserschwerungen rebellierten, lehnen sich die chassidischen Nietzscheaner gegen alles auf, was der Entfaltung des "Übermenschens" im Judentum hinderlich ist. "Umwertung aller Werte" ist auch ihre Parole. Um einen Tempel aufzubauen, muß man einen niederreißen - diesem Anspruch begegnet man immer wieder in ihren im flammenden Nietzsche-Stil gehaltenen Predigten. Die Sprache der Propheten ist gewiß nicht arm an Kraftausdrücken; aber hier hören wir zum erstenmal in dieser Sprache eherne Worte, deren dröhnender Klang die Grundfesten eines uralten Gebäudes erschüttert. Sie suchen den "neuen Weg", der zurück zur Natur führt, zum Schönen in der Natur, zum Erhabenen und Freudi-

gen im Natürlichen.

“O meine Brüder, geht hinaus ins Freie, in die Felder und Wälder, auf die Berge und in die Täler, und höret ihre Sprache, höret, höret euch selbst ! ...”

“Soll irgendeine Satzung uns die Welt verdrängen, irgendein Buchstabe - alles Leben, irgendein Wort - alle Schönheit ? Soll die Schrift über das Leben triumphieren, die Vergangenheit über die Gegenwart ?”

“O laßt euch das zu Herzen gehen: So ihr der Natur nahe seid, dem All, dem Unendlichen, so seid ihr die Wohlhabenden, so seid ihr die Reichen, so seid ihr groß und mächtig, gleich jenen ...”

“Kommt her und laßt euch künden, was euch in den letzten Tagen begegnet: So ihr euch nicht anstrengt, die Geschichte aus eurem Gedächtnis zu tilgen - so wird die Geschichte euch, eure Seelen und euren Körper, verschlingen, und Zeiten werden kommen, wo ihr einem toten Stück geschriebener Geschichte gleichen werdet !”

“O meine Brüder, tut von euch die Fesseln der Geschichte und erwählet das Leben ! Das Leben ist nicht Geschichte. Geschichte ist etwas Feststehendes. Das Leben aber wird, fließt, ändert sich, dehnt sich aus, geht in die Breite und in die Tiefe.”

“Sollen wir uns erneuern, so müssen wir einen neuen Geist in uns aufnehmen. Die Zeit ist gekommen, daß wir neue Werte schaffen, neue Werte für unser Leben, unsern Geist, für unsere Taten und unsere Gedanken, für unsere Empfindungen, für unser Verhältnis zur Natur, zur Welt, zum Leben, zu uns selbst.”

(Berdytschewski: *Al em ha-derech*. Warschau 1899)

So stürmt und braust ihr flammendes Wort einher: Nirgends, glaube ich, hat Nietzsche einen solchen gewaltigen Einfluß ausgeübt wie auf die “dem Ghettokäfig entronnenen” junghebräischen Stürmer und Dränger. Sie haben ihrem Meister abgeguckt die Sehergebärde, den Prophetenton ihm abgelauscht. Bald gesellten sich zu ihnen die Halben, die Kompromißmenschen, die das Neue nicht verschmähen und vom Alten nicht lassen können. Diese suchten in Nietzsches Lehre das, was man mit der jüdischen Ethik vereinbaren, von dem, was in ihr nicht Platz finden könne, loszutrennen. Zu diesem Zwecke wurde Nietzsches einheitliche Lehre in zwei Hauptgedanken zerlegt: in einen rein menschlichen und einen arischen. Als Juden, meinten sie, könnten sie nur den Gedanken

vom "Übermenschen", aber nicht auch den von der "blonden Bestie" akzeptieren. (Achad Haam: Al paraschat derachim, Berlin 1903. Bd. 2, S. 66 bis 79, und die hebräische Zeitschrift "Haschiloach", 1902, Bd. IX, S.376.)

Der alte Chassidismus artete später aus und brachte einen Schwarm von Heuchlern, Betrügern, Müßiggängern und "tanzenden Derwischen" hervor. Und gerade der Chassidismus mit seinen späteren Entartungen, Verwilderungen und Ausschweifungen könnte ein belehrendes und zugleich warnendes Beispiel sein, mit welcher Behutsamkeit man eine Lehre wie die Nietzsches propagieren muß. Sowohl der Chassidismus wie der Nietzscheanismus ist eine Lehre, die man nur den Tugendhaften mitteilen soll. Für Tugendhafte ist sie ein lebenerweckender Trank, für Schwächgeister ein lebenzerstörendes Gift ... Das beweist der merkwürdige Weg, den eine kleine Gruppe jungjüdischer Nietzscheaner von Nietzsche über den Chassidismus zu einer unjüdisch-verjüdischten Mystik zurückgelegt hat.

* * *

Eine kleine Gruppe aus dem Osten stammender jüdischer "Kämpfer", deren Waffe (selbstverständlich) die Feder ist, zog aus, Gott zu suchen, und fand - an Nietzsche vorbei - die Mystik, die echte, unverfälschte ... Mit namenlosem Entzücken stürzte sich diese Gruppe von "Gottsuchern" in das geheimnisvolle Dunkel und lernte fleißig in Dämmerungen schwimmen. Ihrer "gottsuchenden" Seele konnte das Judentum allein fürderhin nicht mehr genügen, weil es zu klar, zu durchsichtig ist und aller Wonnen heiliger Mysterien entbehrt. Nur im Dunkeln offenbart sich das Göttliche und die lichtvollen Pfade führen nicht zu Gott. Mit dem Judentum, das ein offenes Geheimnis ist (im Sinne Goethes), das heißt: offen für jeden und von wenigen nur richtig gewürdigt, wußten diese "Gottsucher" nichts mehr anzufangen; bevor sie es kennen gelernt hatten, suchten sie es schon zu überwinden. Und sie gingen hin und schlugen ihre Zelte zum Teil in Deutschland, zum Teil in Palästina auf und gesellten da den wirren Kopf zum trunkenen Herzen und erzeugeten die Schwärmerei, die Sehnsucht nach der Mystik.

Und sie huben an - in Zeitungsartikeln - zu reden, und meinten den archimedischen Punkt gefunden zu haben, wenn sie ein neues Wort

entdeckten, und riefen jubelnd: Heureka ! - sobald sie einen langen Sinn einem kurzen Satz unterlegten. Sie sprachen Worte und hielten sie für Offenbarungen. Sie führten geistige Cancans aus und wähten, es wäre der Rhythmus, der in den Dingen wohnt. Sie nahmen für sich das Recht in Anspruch, mit ihren geistigen Schätzen zu prahlen, und merkten nicht, daß es nicht mehr als ein widerliches Protzendum war. Das wirkt abstoßend, zumal wenn das Vermögen imaginärer Natur ist. Klirrende Blechmünzen wollten sie als Gold von gutem Klang in Kurs setzen. Aber kein Verständiger fällt darauf hinein. Das ist auch des Rätsels Lösung, daß diese "Gottsucher" so viel reden, ohne von sich reden zu machen.

Auf geistigem Gebiete bleibt das Unechte nicht auch unerkannt. Die Unaufrichtigkeit, die aus dem Gebaren dieser "Gottsucher" entgegengehnt, zeugt wider sie. Wahrlich, die Sehnsucht nach Mystik ist die abgeschmackteste Unaufrichtigkeit, die es je gegeben hat. Sehnsucht nach Mystik ? Als ob die Mystik eine Treibhauspflanze wäre ! Mancher wird von der Natur mit einem innern Traumleben in die Welt gesetzt, mit einem Hang zur Mystik. Ein solcher Mann ist ein Mystiker, ein träumender Gottsucher, der vielleicht auf seinen dunklen Wegen der göttlichen Wahrheit näher kommt als mancher Wachende, auf hellen Pfaden Wandelnde. Aber auch dieses Traumleben ist das Geschenk einer höhern Gnade. Wen es gegeben ist, dem ist es eben gegeben; künstlich erzeugen läßt es sich nicht. Aristoteles sagt in seiner Poetik: Herodot hätte sein Geschichtswerk ganz gut in Verse bringen können, aber er wäre dadurch noch lange kein Dichter geworden. Eitle Schwärmerei und leeres Wortgeklingel machen noch lange nicht einen zum Meister Eckhart; machen ihn vielmehr zuweilen recht lächerlich. Denn das Lächerliche tritt dort ein, wo unverkennbare Spielerei ernst genommen werden will. Und gerade der rechtfertigt die modernen "Gottsucher" am meisten, der sie nicht ernst nimmt. Man müßte es sonst Torheit nennen, wenn es nicht Spielerei wäre. Immerhin ist es ein Zeichen der Entartung, die Gottsuche als eine Art Sport zu betreiben.

* * *

Indes, der neuchasidäisch-nietzscheanische Gottsucher ist keine spezifische Ghettoerscheinung; ein Kind unserer Zeit ist er, gleich dem moder-

nen Gottsucher überhaupt, eingestellt in das neuzeitliche Großstadtgetriebe. In das buntscheckige Bild unserer Tage paßt er ausgezeichnet, denn er vervollständigt das heiter-traurige Spiel ohne Farben. Natürlich ist er Ekstatiker und verkörpert in sich alle mystischen Neigungen des alten Judentums und der modernen Menschheit. Er ist eine Vielheit, die nach Einheit strebt, und eine Einheit, die sich in eine Vielheit auflösen möchte. Das Wort ist ihm gegeben, er verfügt darüber und wendet es weidlich an. Daß er kurzweilig sei, kann man gerade nicht behaupten, aber er selbst langweilt sich nie, weil er stets beschäftigt ist, weil er sich beständig auf der Gottsuche befindet.

Nebenbei ist unser Gottsucher auch Großstadtmensch. Er flüchtet nicht in eine Wüste, in ein menschenleeres Eiland, um dort in Weltabgewandter Beschaulichkeit seinen Gott zu suchen. Nein, in der entgotteten Großstadtwelt sucht er ihn. Unser Gottsucher ist beileibe kein Minorit, er trägt kein härenes Gewand und keinen Strick um den Leib. Er kleidet sich vielmehr nach der neuesten Mode, zählt zum Premierenpublikum, ist sachverständig in Kunstsachen, auch in solchen, die zur gottlosen Kunst gehören, und ist überall dabei, wo jedermann, der sich zur Gesellschaft rechnet, mit dabei sein muß. Aber überall, wo er auch weilen mag, verleugnet er seine Mission nicht. Zu jeder Zeit und an jedem Ort ist und bleibt er der Gottsucher, der Mann mit der gottsuchenden Seele. Überall und jederzeit baut er Tempel auf, um andere niederzureißen, und glaubt, daß die Bäume erst dann Früchte tragen, wenn er sie entwurzelt hat. Seine Sprache ist überkräftig und gewollt einfach. Er reiht Bild an Bild, redet in Gleichnissen und macht krampfhaftige Anstrengungen, ausgerechnet das Unsagbare zu sagen. So häuft er denn Geheimwort auf Geheimwort und bringt schließlich das Kunststück fertig, in kraftvollen Reden - zu schweigen, das heißt nichts zu sagen. Mitunter aber sind seine Worte ehern, von dröhnendem Klang, als wollten sie die Grundfesten uralter Gebäude erschüttern.

**Unkostenbeitrag: DM 5,00
(für Mitglieder kostenlos)**

ISSN 1437-2843